

Der neue Adam [Fortsetzung]

Autor(en): **Roger, Noëlle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756229>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER NEUE ADAM

ROMAN
VON
NOËLLE ROGER

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von
Bettina Flied. Nachdruck verboten

7. Fortsetzung

Ja, sagte Flécheyre mechanisch, «Angstepidemien treten recht selten auf.» Er wurde ruhiger.

«Wir werden uns Ferien machen, Meister, im Auto durch das schöne Land fahren. Ich hatte noch keine Zeit, es mir allein anzusehen.»

«Zuerst wirst du und dein Assistent mit mir essen... Er unterbrach sich. Er hörte eine Glocke, deren langsame Schläge aus dem Dorf aufstiegen.

«Es ist doch zu früh für den Angelus...» sagte Flécheyre und öffnete das Fenster.

Der weitausholende Schwung der Glocke ließ das Laboratorium erzittern. Flécheyre lauschte stumm und betrachtete das Dorf zu seinen Füßen, mit den braunen Dächern rings um den Kirchturm, der sich plötzlich belebte, rief, bat, und dessen lange tiefe Glockentöne, vom Wind verstreut, wie verirrte Vögel durch das einsame Land flogen.

«Eine Prozession!» rief er aus.

Sie kamen aus der höchst gelegenen Straße. Man sah sie in der Richtung der Kirche umkehren. In zwei Reihen — die Frauen in ihren schwarzen Kapuzen, die Männer barhäuptig, in den vorgestreckten Händen den Rosenkranz, eine lange düstere Herde, die sich langsam fortbewegte.

«Sie glauben, daß ein Unglück sie bedroht, und wollen es beschwören», spottete Silenrioux.

Sein Ton mißfiel Flécheyre, der, über das Dorf gebeugt, dem demüthigen Zuge dieser terrorisierten Menschen folgte. Er dachte, daß sie, über Jahrhunderte hinweg, die Einfalt ihrer Vorfahren wiedergefunden hatten, die Pest und Hungersnot von ihrem elenden Leben abzuwenden versuchten. Er beschwor alle Nöte herauf, die im Laufe der Jahrhunderte an der gleichgütigen Kirche vorübergezogen waren, während die Glocke die Gebete der Menschen weitertrug.

Er fuhr zusammen, als er Silenrioux' Lachen hörte. Ein Lachen ohne Freude, das abbrach, wieder einsetzte, im Wettfeiern mit der Glocke, als wollte ein böser Geist ihren demüthigen und traurigen Klängen die Luft streitig machen.

«Schweig, Hervé!» entfuhr es Flécheyre unwillkürlich. Aber Silenrioux lachte weiter.

Da fragte Flécheyre: «Warum lachst du?»

«Ich muß lachen, wenn ich mir die Ironie Gottes vorstelle, — falls Gott existiert, — wenn er diese Gebete hört, in denen die Menschen ihn bitten, die ewige Ordnung umzustürzen. Stellen wir uns einmal vor, wir seien Gott!» sagte er und stellte sich neben Flécheyre; «und daß die Leute uns anflehen würden: würden wir uns erweichen lassen?»

«Schweig, Hervé!» wiederholte Flécheyre mit Schauern.

«Verzeihen Sie, Meister. Aber... Sie verstehen: wie kann ich an Gott glauben?»

Beim Mittagessen war Silenrioux bemüht, seinen Gast zu erheitern. Mit gewohnter Zungenfertigkeit erzählte er die Zwischenfälle bei seiner Ankunft, das Staunen der Bauern, als er sich im Turm einrichtete, die Bemerkungen der Arbeiter aus Clermont-Ferrand, die Weigerung der Frauen, ihn zu bedienen. Unter dem Einfluß dieser sprudelnden Laune beruhigte sich Flécheyre und lächelte, überrascht, ihn so jung, so witzig wiederzufinden, so verändert... als wäre er ein anderer.

Das von der Gärtnersfrau servierte Mittagmahl näherte sich seinem Ende, als sie mit todblassem Gesicht und angsterfüllten Augen hereinstürzte.

«Herr Doktor! Herr Doktor! Noch einer!»

«Was sagen Sie?» schrie Flécheyre.

«Ein Toter... und immer auf dieser Landstraße!» Und mit Schrecken:

«Es muß sich ein Mörder am Wege versteckt haben!»

Die drei Männer waren aufgestanden. Flécheyre sehr bleich, sah Silenrioux an.

«Wir wollen nach ihm sehen, Hervé», brachte er mit Anstrengung heraus.

Silenrioux war schon hinausgegangen.

«Sie haben ihn ins Rathaus gebracht», sagte die Gärtnersfrau. «Er ist kein hiesiger, ein Landstreicher.»

Auf den Fliesen des Vestibüls, über die man in aller Eile eine Decke gebreitet hatte, lag der Mann: ein eingefallenes, staubiges Gesicht, umrahmt von grauen Haarsträhnen. Ein schmutziges Flanellhemd, schäbige Kleider, verschossene Barchentosen, alten verblichenen Socken, die man durch die zerrissenen Schuhe sah — das ganze Vagabundenelend trat so deutlich zutage, als hätte der Tod nichts an diesen Wahrzeichen der Not ändern wollen, als hätte er den Mann erfaßt, ohne ihn in seinen Trümereien zu stören.

Flécheyre beugte sich herab, untersuchte ihn, wurde wiederum Arzt am Bette eines Kranken, über den man Gewißheit haben will. Als er sich wieder aufrichtete, begegnete sein Blick dem von Silenrioux.

«Eine Embolie, nicht wahr?» fragte der junge Mann leichthin. «Der Gerichtsarzt wird die Sektion verlangen und schließlich dasselbe konstatieren.»

«Aber dieser hier...»

Flécheyre brach ab, als er die entsetzten Zuschauer gewahr wurde. Er nahm Silenrioux beim Arm und ging mit ihm hinaus. Auf der dunklen Straße sprach er leise weiter: «Dieser hier, der von weit her kam, der nichts von der Sache in Puy-bronde wußte, der nicht von der Angst angesteckt war, was ist mit dem?»



Der beliebte schweizerische Lautensänger
Hanns In der Gand

feierte am 25. Februar seinen 50. Geburtstag. In der Gand ist auch auf musikwissenschaftlichem Gebiet sehr erfolgreich tätig. Im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde hat er in den letzten Jahren hunderte von einheimischen Volksliedern gesammelt und sie so vor dem Vergessenwerden bewahrt. Aufn. «Photopress»

«Es ist... das Unbegreifliche», sagte langsam Silenrioux. Dieses Wort kam so unerwartet von den Lippen des leidenschaftlichen Forschers, der nie auf die Lösung eines Problems verzichtet hatte, daß Flécheyre glaubte, sich verhöhrt zu haben.

«Das Unbegreifliche, heute noch...», schloß Silenrioux.

Silenrioux' Einfluß und Ueberredungskunst waren immerhin so stark, daß Flécheyre alles vergaß. Seine dunklen Ahnungen schwanden.

Und es folgten herrliche Tage. Hervé schien einzig und allein damit beschäftigt, seinem Lehrer den Aufenthalt zu verschönern. Er sprach nicht mehr von seinen Forschungen und ließ den Assistenten allein im Laboratorium. Sicherlich arbeitete er nachts. Wenn Flécheyre aufstand, um sein Fenster zu schließen, sah er einen Lichtstrahl zwischen den geschlossenen Fensterläden des Turmes.

Er erkannte seinen schweigsamen Schüler von einst nicht wieder, der sich immer eilig auf sein Zimmer zurückgezogen hatte. Es offenbarte sich ihm ein neuer Silenrioux, ein glänzender Causeur, begeisterter Naturfreund, der es liebte, im alten Garten umherzuschlendern, zwischen den Rosenhecken, die er für Frau Flécheyre hatte anpflanzen lassen, und der niemals müde wurde, den Erinnerungen des Arztes zuzuhören.

Sie eilten im Auto durch das Land, erkletterten die Berge, frühstückten im Wirtshaus. Es belustigte Flécheyre, wenn Silenrioux dem kleinsten Zwischenfall Gestalt verlieh, wenn er die geheimen Gedanken der Bauern, die ihnen begegneten, erriet, in drei Worten ein lebenswahres Bild entwarf, Anekdoten deutete und mit raschem, scharfem Blick in Existenzen drang. Oft auch verfiel der junge Mann auf sein Lieblingsthema, die künftigen Entdeckungen, und Flécheyre war geblendet von den gewagten Hypothesen, die ihm auf einmal wahrscheinlich und ausführbar schienen. Er fühlte blitzende Lichter um sich, die einen Zipfel der Zukunft beleuchteten. Er versank ins Zeitlose. Und oft rief er:

«Genug, Hervé, du gehst zu weit... du gehst zu rasch! Ich kann dir nicht mehr folgen!»

Im Zusammenleben mit solcher Begeisterung wurde Flécheyre wieder jung. Er dachte an seine matten Assistenten, an Bayels alltäglichen Menschenverstand, an die Langsamkeit der Durchschnittsmenschen, an ihre schwere und schwankende Denkart, an ihre langatmigen Reden, und er gestand sich unter Gewissensbissen, daß Silenrioux ihn von allen anderen entfernte. Die zunehmende Freundschaft für Silenrioux ließ seine früheren Neigungen verblassen. Neben ihm fühlte er sich in einer leichteren Atmosphäre, wo er Ideen einatmete. Ach! die Freude an jeder Minute, die Leichtigkeit des Geistes, der Flug durch den Weltraum! Und wenn Flécheyre in die Vergangenheit zurückblickte, war er geneigt, sich selbst freizusprechen: die beschleunigte Intelligenz... welche Lockung!

Als Hervé die Ankunft der Seismologen für den nächsten Tag verkündete, lachten sie beide. Hervé sagte:

«Ich schreibe einen Bericht, um ihre Untersuchung zu erleichtern. Mirbel wird heute die zerstörten Pachthöfe photographieren. Wollen Sie ihn nicht begleiten, Meister? Eine hübsche Autofahrt.»

«Und du, kommst du nicht mit?» fragte Flécheyre.

Rasch erwiderte Silenrioux:

«Ich beende heute meine Arbeit über die ultrakurzen Wellen. Morgen werden die Seismologen hier sein. Also abgemacht? Das Auto um 10 Uhr. Frühstück in Roquebrune. Rückkehr am Abend.»

Flécheyre erriet hinter den kurzen Worten die Sorge um die zu beendende Arbeit. Er drängte nicht weiter. Er sah Silenrioux hastig den Garten durchschreiten und in sein Laboratorium zurückgehen.

Warum blieb Flécheyre im letzten Moment zurück, als schon das Auto vor der Gartenpforte hielt und er, seinen Paletot über dem Arm, zur Abfahrt

(Fortsetzung Seite 922)



Keine Verwechslungen mehr!

Die Wiener Gebärklinik Lucina hat als erste Klinik Europas ein ebenso einfaches wie sicheres Verfahren gegen die Verwechslung neugeborener Kinder eingeführt. In der fünften Lebensminute des kleinen Menschen wird ihm der Fußsohlenabdruck und zugleich der Mutter des Kindes der Fingerabdruck abgenommen.

bereit war? Silenrioux' Worte klangen ihm nach: «Ich beende heute meine Arbeit...» Er wußte selbst nicht, warum. Er konnte sich die aus dem Unterbewußtsein aufsteigende dumpfe Angst nicht erklären. Plötzlich entschlossen, sagte Flécheyre zu Mirbel:

«Fahren Sie ohne mich. Ich bin sehr müde. Ich werde es Herrn Silenrioux sagen.»

Das Auto fuhr sofort in der Richtung zum Dorfe ab. Flécheyres Blick richtete sich auf die hohe, fensterlose Fassade des Turms. Silenrioux konnte von seinem Laboratorium aus weder die Abfahrt sehen, noch den Weg, den das Auto nahm, verfolgen. Flécheyre ging ins Haus zurück, in sein provisorisches Arbeitskabinett. Wieviele Arbeiten hatte er auf dem altertümlichen Tische vor dem Fenster geschrieben in der Stille dieser dicken Mauern, die eine altmodische, grau und golden gemusterte Tapete bekleidete! Die weite klare Landschaft, über die sein Blick schweifte, bildete den für seinen Gedankenflug notwendigen Rahmen.

Die unveränderten Konturen erweckten in ihm die Erinnerung an vergangene Arbeiten. Seine Augen folgten mit Vergnügen der mit Lava gepflasterten Straße von Saint-Blaise, die einer dunklen, die Felder durchquerenden Linie glich.

Er sitzt wie einst in seinem Lehnstuhl mit vorgebeugtem Oberkörper und betrachtet die Straße mit angespannter Aufmerksamkeit. Die beiden Baumgruppen heben sich als dunkle Masse am Rande der Wiese ab und werfen zwei kurze Schatten auf die Straße. Auf diese Straße...

Plötzlich ist das Bild der letzten Tage in ihm wie ausgelöscht; ausgelöscht die reizvollen, vertraulichen Plauderstunden mit Hervé. Flécheyre kann das strahlende, ihm zugewandte Gesicht nicht wiederfinden. Er sieht es unbeweglich, stumm, heimlichen Gedanken nachhängend. Und er weiß nicht, weshalb ihm Silenrioux' Worte immer wieder einfallen: «Unbegreiflich... immer noch.»

Diese Straße! In der Sonne sieht sie unschuldig und friedlich aus. Sie ist nicht mehr einsam. Die Leute von Puybronde und Saint-Blaise, die sie gemieden und lange Umwege auf schlechten Pfaden gemacht haben, sind durch die Ruhe der letzten Wochen wieder sicherer geworden. Gestern passierte kein Unfall trotz der zahlreichen Marktkaaren, die vorbeiführen...

Flécheyre sieht von Saint-Blaise her eine Bäuerin kommen, einen Korb auf dem Arm, von einer kleinen schwarzen Gestalt gefolgt, die bald zurückbleibt, bald vorläuft, neben ihr trippelt, sich wieder entfernt: ein Kind, wie Flécheyre deutlich unterscheiden kann. Sie nähern sich der ersten Baumgruppe. Sie gehen weiter. Ihr Schatten folgt ihnen wie ein dunkler Schmetterling. Man kann sie jetzt besser sehen. Sie treten in den blauen Fleck, den die zweite Baumgruppe wirft.

Die ultrakurzen Wellen... denkt plötzlich Flécheyre. Er hält sich aber bei diesen Worten nicht auf. Er versucht gar nicht, ihnen eine Bedeutung beizumessen. Sein Blick heftet sich eine Minute lang auf den Kirchturm von Saint-Blaise, der sich über den Häusern erhebt und auch die Straße zu überwachen scheint; dann findet er die beiden schreitenden Silhouetten wieder, die sich nähern und deren Kleider er nun unterscheidet: die schwarze Haube, der weite Rock, die langen Hosen des Kleinen, die um die nackten Füße baumeln.

Ja, was ist denn nun... was ist passiert? Das Kind, das vorgelaufen war, bleibt stehen, schwankt, wie vom Schwindel erfaßt, seine Hände greifen ins Leere, und plötzlich scheint es vom Boden verschluckt. Es ist gefallen. Es rührt sich nicht mehr. Die Frau wirft ihren Korb hin, läuft zu dem Kind. Aber auch sie dreht sich um sich selbst, streckt die Arme aus, bricht zusammen. Auf der Landstraße liegen jetzt nur zwei schwere, regungslose Flecke.

«Mein Gott, mein Gott!», murmelte Flécheyre halblaut, wie im Traum. «Das ist ja ganz unmöglich...» Eine Sekunde bemüht er sich, die beiden Gestalten wie zwei zerbrochene Puppen zu betrachten; er wartet auf eine Bewegung, einen Ruf. Nichts! Da geht ein Zittern durch seinen Körper. Seine Augen werden trübe. Kalte Schweißtropfen stehen auf seiner Stirn. Er erhebt sich. Seine Knie knicken ein. Er muß sich am Tisch festhalten. Nein, das ist doch nicht möglich, protestiert er schwach. Mit aller Energie rafft er sich zusammen. Durchschreitet das Zimmer, geht die Treppe herunter. Seine Füße sind wie Blei. Wie lang scheint ihm der kleine Garten. Er hat den Schlüssel zum Turm aus seiner Tasche gezogen. Aber es kostet ihm Mühe, ihn in das Schloß zu stecken. Das Laboratorium ist leer. Silenrioux ist gewiß in dem oberen Raum, den Flécheyre noch nicht kennt. Er steigt die Wendeltreppe hinauf. Steht vor der Tür. Legt die Hand auf die Klinke, drückt sie vorsichtig herunter, und, ohne zu klopfen, betritt er geräuschlos den großen Raum.

Silenrioux hat ihn nicht kommen hören. Er steht, über einen Tisch gebeugt, in der tiefen Fensterische. In der linken Hand hält er einen Chronometer. Die rechte macht Notizen auf einem Zettel.

Plötzlich hebt er das Gesicht, das von solchem Lichte erhellt ist, daß Flécheyre die Worte auf den Lippen ersterben. Ein Licht scheint gleichzeitig von Augen, Stirn und Mund auszugehen. Das ist nicht Triumph, nicht unermeßliche Freude oder Stolz. Nur Trunkenheit des Geistes, der der Welt ein Geheimnis abringt.

Zur Bildsäule erstarrt, beobachtet Flécheyre seinen Schüller, der ihn noch immer nicht sieht.

Die Straße mündet gerade unter dem Turm. Die beiden Gestalten lagen noch auf derselben Stelle, unbeweglich. Silenrioux betrachtete sie nicht. Sein Blick war auf eine Herde Ziegen gerichtet, die von einem Jungen und einem Hunde geführt wurden.

Plötzlich blieb die erste Reihe stehen, zögerte, stürzte; dann die zweite, dann die dritte. Der kleine Hirte lief bestürzt herbei. Er brach zwischen seinen Tieren zusammen. Darauf löste sich die erschreckte Herde auf und entfloß aufs Geratewohl, quer durch die Felder.

Da wandte sich Silenrioux wieder zu seinen Zetteln, und Flécheyre sah dieselbe leidenschaftliche Freude auf seinem Gesicht. — «Hervé!» schrie Flécheyre.

Silenrioux fuhr zusammen, schien plötzlich zu erwachen.

«Hervé!» wiederholte Flécheyre außer sich. «Wieder Opfer! Ich will ihnen zu Hilfe eilen, ich...»

«Nein!» erwiderte eine gebieterische Stimme, die Flécheyre noch nicht gehört hatte. «Nein...»

Und Silenrioux versperrte die Tür; dann fügte er ruhiger hinzu:

«Noch einen Augenblick. Dann können Sie gehen, warten Sie noch ein paar Minuten. Ich werde den zweiten Wagen bestellen. Und übrigens, was nützt es?»

«Willst du damit sagen, daß sie tot sind?» — «Ja...»

Flécheyre betrachtete ihn einen Augenblick, sah, wie seine Hand die Türklinke festhielt, fühlte, daß er zu allem bereit war, um ihn am Fortgehen zu hindern, und verstand plötzlich: «Ist die Straße im Augenblick gefährlich?» — «Ja!»

Flécheyre lehnte sich an die Wand. Der Boden schwankte unter seinen Füßen. Er hatte das merkwürdige Gefühl einer Ohnmacht. Dann fuhr er mühsam fort: «Also die anderen, die von früher? Die Toten?»

«Ja...»

Dumpfes Schweigen. Dann murmelte Flécheyre: «Du bist ein großer Verbrecher, Silenrioux!»

«Oh!» rief Silenrioux in toller Freude, «meine Gewißheit! Heute habe ich meine Gewißheit!»

Ein Blick in das fahle Gesicht seines Lehrers ließ ihn sogleich das nötige Argument finden:

«Ich habe den Krieg getötet! Verstehen Sie? Der Krieg ist von jetzt ab unmöglich! Ich kann nach Belieben ein Heer anhalten, es verschwinden lassen wie diese Ziegenherde! Ich rette viele Millionen Menschen! Was machen da ein paar elende Menschenleben aus...»

«Ach!» hauchte Flécheyre und sank auf einen Stuhl, von widersprechenden Gefühlen hin- und hergerissen, bestürzt über diesen Freudenrausch und empört in seinem ehrlichen Mannesbewusstsein.

Er glaubte den Verstand zu verlieren.

«Warum,» stammelte er, «warum läßt du die Straße nicht absperren?»

Silenrioux zuckte verächtlich die Achseln, ohne auf die einfältige Frage zu antworten.

Flécheyres Blicke irrten durch das Laboratorium. Er kämpfte gegen einen Alpdruck und zwang sich, in die Wirklichkeit zurückzukehren. Ringsum, an

(Fortsetzung Seite 324)

ZEITGENOSSINNEN

III.



Als vor über 40 Jahren Maria Montessori, die Tochter einer gut bürgerlichen, wenngleich nicht vermögenden italienischen Familie den Entschluß faßte, zu studieren und gar Medizin zu studieren, rief das in Rom kein kleines Aufsehen hervor: damals war das Frauenstudium noch eine unerhörte, in den romanischen Ländern kaum durchführbare Kühnheit: von der Zulassung der Frauen zu den Hochschulen war man noch weit entfernt. Auf dem Internationalen Frauenkongress in Berlin 1895 war die schöne 25jährige Doktorin Montessori eine viel bestaunte Persönlichkeit, obwohl noch keiner ahnte, daß ihr Weg sie zu Weltuhm führen sollte. — Das Interesse der jungen Medizinerin galt von allem Anfang an dem Kinde. Die Beschäftigung mit geistig abnormen und schwachsinning Kindern brachte ihr Erkenntnisse, die sich aus der Vertiefung ihres zugleich medizinischen und pädagogischen Studiums ergaben. Vom warmen Wunsch befeelt, den Minderbegabten und Minderwertigen zu helfen, vertauschte sie ihre ärztliche Tätigkeit an römischen Krankenhäusern mit der leitenden Stelle an dem Institut für schwachsinning Kinder in Rom. Hier suchte sie unermüdet nach Methoden, diesen geistig Ererbten Erziehung und Wissen zu vermitteln und sie erreichte mit ihrer medizinisch-pädagogischen Arbeit Erfolge, die als wunderbar angesehen wurden. Ihre Beschäftigung mit den Schwachbegabten führte sie zur Forderung völlig neuer Erziehungsgrundlagen für die Gesamtheit der Kinder, für die Normalen. Im Jahre 1900 begann die viel Erfahrene nochmals für eine Reihe von Jahren zu studieren. Sie wandte sich der Experimentalpsychologie, insbesondere der Kinderpsychologie zu und bereicherte ihr Wissen mit praktischen Untersuchungen in den Volksschulen, in dem Viertel der römischen Armut, wo sie die traurigsten sozialen Zustände fand. Für die Kinder der Aermsten, die bis dahin der Verwahrlosung ausgesetzt waren, eröffnete sie in Rom ihr erstes Kinderheim für Vorschulpflichtige, die «Casa dei bambini», im Januar 1907. Das Erziehungssystem, das dort nach ihren Angaben und unter ihrer Leitung durchgeführt wurde, erweckte bald allgemeines Interesse, lenkte den Blick der Pädagogen aus aller Welt auf die neue Lehre. Ein Siegeslauf begann. Dem ersten Kinderheim folgten weitere, zunächst in Italien, dann in allen anderen Ländern. Die Schriften Maria Montessoris wurden in alle Sprachen übersetzt, Lehrkräfte, Kindergärtnerinnen, Mütter, Psychologen aus Europa wie jenseits des Ozeans pilgerten nach Rom, um Maria Montessori zu sehen, von ihr zu lernen, die Kinderwunder mit eigenen Augen zu schauen. Heute, da Maria Montessori das 60. Jahr zurückgelegt hat, darf sie die Genugtuung erleben, daß ihr Name und ihre Lehre Gemeingut aller geworden ist, die sich für Kinder interessieren, ja ihre Grundsätze haben schon den Grad von Volksräumlichkeit erreicht, wo sie selbstverständlich erscheinen, — das ist das Beste, was einer bahnbrechenden Idee zuteil werden kann. Frau Dr. Montessori selbst hat in wenigen Sätzen die Grundprinzipien ihres wunderbaren Systems zusammengefaßt, das hauptsächlich für das Kindesalter von 2½ bis 11 Jahren gedacht ist, unter ihrer persönlichen Leitung aber bis zur Universitätsreife ausgebaut worden ist: «Die auf Beobachtung sich gründende pädagogische Methode muß die Freiheit des Kindes zur Voraussetzung haben und Freiheit ist Tätigkeit. Die Zucht muß aus der Freiheit hervorgehen.» «Niemand kann frei sein, wenn er nicht unabhängig ist, deshalb müssen die ersten tätigen Außerungen der individuellen Freiheit des Kindes so geleitet werden, daß es durch seine Betätigung zur Selbständigkeit gelangt.» «Der Mensch, der durch seine eigene Bemühung alle für sein Behagen und sein Fortkommen im Leben nötigen Handlungen verrichten kann, ist Herr seiner selbst; nichts Besseres können wir den Kindern tun, als sie so früh es nur angeht auf die Entwicklungsbahn zur Selbständigkeit leiten.» — Frau Dr. Montessori spricht augenblicklich in verschiedenen Schweizerstädten über ihr System; der Sitz der internationalen Montessori-Kurse zur Ausbildung von Montessori-Lehrern, die bis jetzt in London, Berlin, Rom etc. abgehalten wurden, soll in Zukunft Genf werden.

den glatten, weißen Wänden mit Nadeln besteckte Karten; der genaue Plan einer Stadt, mit roten Tintenpunkten. Er wollte nicht mehr deuten... nur die schwankenden Gedanken konzentrieren. Hervés Schweigen bedrückte ihn. Er wollte ihm gegenüber treten, wie damals im Spital; ihm drohen, ihn besiegen. Aber er fühlte sich im voraus besiegt.

«Meister, ich wette, Sie wollen mich diesmal dem Gericht ausliefern?»

«Ach!» seufzte Flécheyre schmerzlich, «bin ich nicht dein Komplize?» Und in beschwörendem Ton: «Siehst du denn nicht, daß du auch mich tötest, Hervé? Wenn du schon auf die Klagen deiner Opfer nicht hörst, höre wenigstens auf mich! Ich, den du als Freund behandelst, flehe dich an... Aber du wirst nicht hören. Du bist mir entschlüpft. Was wird jetzt noch alles passieren, großer Gott!»

«Es wird nichts passieren, Meister», erwiderte ruhig Silenrioux. «Ich sagte Ihnen ja, daß ich jetzt die Gewißheit habe, die ich suchte...»

Und, als hätte er Mitleid mit der Verzweiflung des Greises: «Warum sind Sie denn nicht heute früh weggefahren, da ich Sie doch darum gebeten hatte? Das sind keine Dinge für Sie. Sie sehen ja nur die Gegenwart.»

«Ich sehe nur die Gegenwart...» wiederholte Flécheyre mechanisch. «Aber du Hervé, du, der so weit sieht, was hast du gemacht? Was hast du gewollt? Was hast du gesucht...?»

Er hielt entsetzt inne, weil auch ihn die Willbegier packte und er der Toten auf der Landstraße nicht mehr gedachte.

«Befragen Sie mich nicht, Meister», erwiderte Silenrioux, «noch nicht, später werde ich es Ihnen sagen.»

Befragen Sie mich nicht... Diese Worte erinnerten ihn brüsk an die Vergangenheit: Flécheyre fühlte, wie er in einen Abgrund stürzte.

«Ich will abreisen, abreisen!» flüsterte er. «Ich werde hier nicht länger bleiben, nein, keinen Tag mehr.»

Er glaubte auf den Lippen seines Schülers ein Lächeln zu sehen.

Aber Flécheyre reiste nicht ab. Es hielt ihn wider Willen in Puybronde, er war wie angegallt. Er suchte dafür Gründe, an die er selbst nicht glaubte. Vielleicht würde seine Anwesenheit irgendwelche neuen Katastrophen abwenden. Silenrioux war an der Achtung seines Lehrers gelegen. Mit welchem Eifer und mit welcher Liebenswürdigkeit hatte er sich bemüht, das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen, und wie war es ihm gelungen! Flécheyre fühlte, wie sein Herz schwach wurde, wenn er daran dachte. Die Liebe, die Silenrioux ihm bezeugte, war dessen einziges menschliches Gefühl, die einzige Hoffnung, an die sich Flécheyre klammerte! Sollte er diese schwache Stütze zerbrechen?

Er verließ kaum sein Zimmer, sprach wenig und schlief nicht.

Am dritten Tage ging er aus, um dem Leichenzug zu folgen, den die Bevölkerung der ganzen Gegend bis zum Kirchhof begleitete.

Weinende Waisen, ein stumpfsinniger Mann, eine Mutter, deren furchtbares Geschrei alles übertönte, die schweigende Menge, die ihre Augen abwandte, ängstlich besorgt, der Vergeltung des unsichtbaren Feindes auszuweichen...

Als der langsame Zug vom Kirchhof zurückkam und sich in den Feldern auflöste, wagten die bedrängten Gemüter noch immer nicht, sich Luft zu machen. Es bildeten sich schweigsame Gruppen. Die ängstlichen Bauern äußerten nicht einmal eine Vermutung. Und als ein Mutiger die allgemeine Ueberzeugung aussprach: Ueber Puybronde schwebt der böse Geist, sahen sie sich an, ohne zu antworten, und einige schlugen das Kreuz.

Vor dem Wirtshaus diskutierten die aus der ganzen Gegend herbeigeeilten Tierärzte. Daß Menschen vor Schreck sterben, mag sein! Aber eine ganze Herde? Wie sollte man so etwas erklären?

Die Bauern sahen sich nicht einmal nach ihnen um. Wozu der Sache auf den Grund gehen? Was nützt es, Ziegenkadaver in die Laboratorien von Paris und Bordeaux zu senden? Sie wußten wohl, daß nur eine einzige Erklärung möglich war: der dunkle Wille des Schicksals, Zauberei...

Frauen hoben die Faust zum Turm. Und murmelten halblaut, daß Dr. Flécheyre in solcher Nachbarschaft täglich mehr alterte und verfiel.

Er schlug den Fußpfad ein, der südlich zum Hügel führt und die Ebene überragt. Als er sich dem Turm näherte, hob er den Blick und bemerkte einen leichten Rauch, der in der Morgensonne aufstieg.

Er vermutete, daß Hervé eine Zigarette am Fenster rauchte und über ein neues, wunderbares und mörderisches Projekt nachdachte. Vézélises Worte fielen ihm ein:

Sie werden noch schreckliche Prüfungen zu bestehen haben.

Flécheyre erschauerte trotz der Julihitze und bedauerte, daß er seinen Mantel nicht mitgenommen hatte.

*

Am nächsten Tage kam die Kommission der Seismologen.

Flécheyre sah einen imposanten Mann aus dem Wagen steigen, mit breiten Schultern und jungem Gesicht unter dem grauen Haar- und Bartwuchs. Der Mann grüßte herablassend.

«Chambaz», sagte er, als hätte dieser Name allein genügt, um ihm den unbestrittenen Vorrang zu sichern.

«Und hier mein Kollege Maintier», fügte er hinzu und wandte sich zu einem dünnen, gebeugten Greis: «Maintier, Mitglied des Instituts, der so lebenswürdig war, mir seine Unterstützung zu gewähren.»

Maintier entblöste seinen pergamentartigen Schädel und bestieg durch ein Lächeln, daß er glücklich war, am Ende seiner Laufbahn nicht übersehen worden zu sein und seinen Namen mit dieser aufsehenerregenden Erdbegenschichte in Verbindung zu bringen.

«Wie, Sie sind es, de Javerne?» rief Flécheyre und näherte sich mit ausgetreckten Händen einem eleganten Reisenden, der behend aus dem Wagen sprang. «Sie, ein Irrenarzt!»

«Nun ja, ein Irrenarzt», antwortete Michel de Javerne. «Ich glaube, es sei ein Assistent von Chambaz verbar. «Wahnsinnsepidemien kommen in unserem Zeitalter nicht oft vor. Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen, lieber Meister und Freund. Aber... sagen Sie: Sie sehen leidend aus! Die Luft der Auvergne bekommt Ihnen wohl nicht?»

Noch eine vierte Person stieg aus dem Auto, verneigte sich vor Flécheyre, stellte sich als Jacques Dupont vor und verschwand.

Die beiden Seismologen zogen es vor, im Wirtshaus zu wohnen, um in größerer Ruhe ihre Berichte schreiben zu können, wie Chambaz erklärte. Flécheyre nahm Michel de Javerne, dem er zugetan war, mit sich und brachte ihn in einem großen Zimmer mit altmodischer Wandbekleidung und Empiremöbeln unter. Dabei fragte er: «Wer ist denn dieser Jacques Dupont?»

«Ich weiß nicht recht», antwortete Michel de Javerne. «Ich glaube, es sei ein Assistent von Chambaz. Aber der scheint ihn ebensowenig zu kennen wie ich. Ich frage mich, ob es nicht einer von der Polizei ist, den man uns beigeordnet hat, um gleichzeitig mit uns eine Untersuchung einzuleiten, in Falle, daß...»

Er schwieg erschreckt über Flécheyres tödliche Blässe.

«Nein, lieber Freund, Sie sind entschieden nicht wohl.»

«Es ist nichts, etwas Ueberarbeitung», murmelte Flécheyre und lehnte sich keuchend an die Wand. «Sie wissen... seit dem Tode meines Sohnes...»

«Ein Schüler von Ihnen, dieser Silenrioux?» fragte de Javerne, um die Unterhaltung auf etwas anderes zu lenken. «Der Mann mit dem drahtlosen Telephon, der die Physiologie mit der Physik vertauscht hat, eine erstaunliche Intelligenz!»

«Erstaunlich», wiederholte Flécheyre, der eine Spalte in der Täfelung zu prüfen schien. «Ja, es ist erstaunlich, wie diese alten Wohnungen verfallen!» sagte er mechanisch.

Michel de Javerne vergaß nie sein erstes Mittagessen mit Dr. Flécheyre.

Silenrioux belustigte sich damit, die beiden Seismologen aufeinanderzuheizen, zu hören, wie sie ihre Theorien scharf gegeneinander ausspielten. Chambaz hatte eine triumphierende Art zu behaupten: «Heutzutage nimmt niemand mehr an...», die wie eine Verurteilung klang, während seine Hand etwas von der Wandtafel wegzuwischen schien.

Maintier zuckte eigensinnig höflich die Achseln: «Modesache. Alles ist nur Mode hier auf Erden. Sie werden es erleben, lieber Kollege!»

Enttäuscht blickte er auf seine glänzende Karriere zurück, die schon in Vergessenheit geriet, und seine Methoden, die von neuen Männern angefochten wurden.

«Sie werden sehen, daß man auf die Einsturzbeben Theorie zurückkommt!» seufzte er. «Der Pla-

(Fortsetzung Seite 327)

net kühlt sich ab, das ist Tatsache. Und durch diese Abkühlung entstehen Brüche.»

«Sie brechen und ich biege!» unterbrach Chambaz. «Ich biege...»

Seine Finger zeichneten über dem Tischtuch eine imaginäre Wellenlinie und schienen etwas zu streicheln.

«Eine weiche Biegung, die hin und her schwankt, sehen Sie, bis sie auf ein Hindernis stößt. Und diese Biegung ist die Verlängerung einer seit geologischen Perioden begonnenen Bewegung, das abgeschwächte Echo, der letzte Krampf, sozusagen. Nein, lieber Kollege, es gib keinen Stillstand. Höchstens Zeiten der Ruhe und Ausbrüche.»

Silenrioux' ironisches Lächeln schien sie beide zu reizen. Und Worte wie: Senkungen, Biegungen, Ritzen, Spalten ertönten wie Degenstöße. Zuweilen mischte sich Silenrioux in ihren Streit und amüsierte sich damit, die Theorien der beiden verdutzten Seismologen zu zerstören und meisterhaft wieder aufzubauen.

«Was die Gase und Dämpfe anbelangt», sagte plötzlich Maintier, «diese Idioten von Tierärzten, die abgereist sind, ohne eine plausible Ursache für den Tod der Herde zu finden. Die Erklärung ist doch ganz einfach! Eine kaum vernehmbare Erschütterung: nach beendeter Ernte wird man den Riß entdecken, durch den tödliche Gase entwichen sind...»

«Ach, wie findig, teurer Meister!» bewunderte Silenrioux mit brüsker Heiterkeit, die Dr. Flécheyre erzittern ließ. «Und klar wie der Tag, in der Tat! Alles erklärt sich durch die Erdbeben!»

Unermüdet führte Silenrioux die beiden Seismologen im Auto von Ruine zu Ruine; ließ nach Chambaz' weitschweifigen Angaben neue photographische Aufnahmen von den eingestürzten Pachtböden machen und schloß sich seinem Wunsche an, daß sich während ihres Aufenthaltes in Puybronde ein Phänomen ereignen möchte

Einmal wurden sie nachts durch ein fernes Rollen geweckt; sie kleideten sich eilig an und trafen in Flécheyres Garten zusammen. Silenrioux stellte sein Auto zur Verfügung, organisierte eine Expe-



Walter Reinhart

der Gründer und Leiter des durch seine Bach-Aufführungen berühmten Reinhart-Chors, erzielte unlängst mit der Aufführung von vier kirchlichen Bach-Kantaten in Mailand einen großen Erfolg; in seinem Zürcher Konzert vom 13. März wird Reinhart zwei von ihm bearbeitete bisher so gut wie unbekannte weltliche Kantaten Bachs zur Aufführung bringen

Aufnahme Alaf

dition und sie fuhren vor Sonnenaufgang fort, über finstere Straßen, die nur von den Scheinwerfern des Wagens erhellt wurden. Silenrioux beleuchtete mit einer großen Laterne die Steinhaufen unter Chambaz' Füßen. Er stützte Maintier, der auf dem hol-

prigen Boden, zwischen zerschmetterten Felsblöcken und Bäumen stolperte. Und er lauschte respektvoll ihren Schlußfolgerungen, während die aufgehende Morgenröte die klaffende Wunde des Berges mit lila und rosa Farben überzog.

«Hier ist die Richtung der Falte», bestätigte Chambaz. «Eine zweite senkrechte muß sich in jener Richtung ausgewirkt haben und wurde durch dies Hindernis zum Stillstand gebracht.»

War es der grelle Strahl der Laterne, die Silenrioux auslöschte? Flécheyre glaubte ein diabolisches Funkeln der grünen Augen zu sehen.

*

Am nächsten Tage, beim Frühstück, sprach Chambaz den Wunsch aus, Zeuge eines Phänomens bei vollem Tageslicht zu sein, worauf Silenrioux ruhig erwiderte:

«Es ist sehr leicht möglich, daß ihr Wunsch in Erfüllung geht.»

«Nanu!» rief der alte Maintier in seiner reizenden, gutmütigen Art, «sollten Sie das Mittel gefunden haben, Erdbeben voraussagen?»

«Sie wissen», spottete Silenrioux, «daß ein englischer Geologe behauptet, nach gewissen Anzeichen die Erdbeben mit Sicherheit voraussagen zu können.»

Nach einer Weile fuhr er in natürlichem Tone fort: «Es würde mich nicht wundern, wenn wir heute nachmittag ein Erdbeben hätten.»

«Was? Welche Anzeichen haben Sie entdeckt?» fragte Chambaz herrisch.

Silenrioux schüttelte lächelnd den Kopf: «Das ist mein Geheimnis!»

«Sie wissen doch, daß er scherzt, lieber Kollege!» fiel Maintier ein, als er sah, daß dies Lachen Chambaz irritierte.

«An Ihrer Stelle», fuhr Silenrioux im selben Tone fort, «würde ich im oberen Laboratorium bleiben. Von dort aus können Sie einen weiten Horizont übersehen.»

Er schien ängstlich und heiter zugleich.

(Fortsetzung folgt)

Jugendfrischer Teint bei täglicher Gesichtspflege mit

Crème Suisse

Preis per Tube Fr. 1.25

Togal

Ein Versuch überzeugt! In allen Apotheken Fr. 1.60

rasch und sicher wirkend bei **Rheuma / Gicht Kopfschmerzen**

Ischias, Hexenschuß, Erkältungskrankheiten. Löst die Harnsäure! Über 6000 Arztgutachten! Wirkt selbst in veralteten Fällen.

DAS IDEALE EIGENHEIM

mit einfacher u. komfortabler Innenausstattung, langjährige Erfahrung im Chaletbau. I. Referenzen. Baupläne am Zürich-, Vierwaldstätter- und Zugersee, kurze Lieferfristen, schlüsselfertige Erstellung durch

CHALETFABRIK E. RIKART · BÉLP-BERN

Telephon 84

OPAL

VERY MILD **OPAL HAVANA** DELICIEUX MELANGE HAVANE

FEINSTE HAVANA-MISCHUNG * MELANGE HAVANE

Manufacture de Cigares fins S.A. Eichenberger-Baur

OPAL — des Rauchers Ideal

STUDIUM

Französische Sprache

Technikum

La CHAUX-de-FONDS

Technikum

Uhrmacherschule
Mechanische Abteilung
Kunstgewerbeschule

Höhere Handelsschule

für Jünglinge und Töchter
Maturität
Abteilung f. Uhrenhandel

Gymnasium

Maturität
Töcherschule
Lehrerseminar

SPORT

Prospekte u. Pensionsadressen stehen zur Verfügung

Rausch's shampooing

Die regelmäßigen Waschungen mit Rausch's Camillenseife haben einen äußerst günstigen Einfluss auf das Wachstum der Haare. Die Camille hat zwar ein schwaches aber sehr wirksames Antiseptikum, welches für das Haar von grossem Vorteil ist, es wird gekräftigt und die Kopfhaut gesund und rein.

Originalfl. Fr. 3.50

Erhält. in Parfümerien und Coiffeurgeschäften

J. W. Rausch, Parfümeriefabrik, Kreuzlingen-Hbf. (Schweiz)